

Goldene Blumen.

Criminalroman von Champol.

(10. Fortsetzung.)

Je länger sie sprach, desto heftiger klang ihre Stimme, und während Germaine allerlei Entschuldigungen stammelte, schien sie nicht über Luft zu haben, ihn gründlich auszulachen. Er aber bemerkte nicht mehr davon, denn er sah sich Germaine gegenüber.

Im freudigen Schrei über sein unvermutetes Erscheinen hatte sie sich unwillkürlich an einen der alten, von einem Rosenstrauch umrankten Pfeiler gelehnt, während im gleichen Augenblick die in den alten Säulengang hereinstrahlende Sonne ihr blondes Köpfchen umstrahlte und eine zweite ihrem Innern entzündende Sonne aus ihren blauen Augen, aus ihrem Lächeln und von ihrer Stirne herab zu leuchten schien. Vincent stand angefächelt all dieses Glanzes wie gelendet. War es denn der Frühling, der ihm Germaine jetzt erst in ihrer ganzen Anmut zeigte, oder war es Germaine, die ihm den Frühling offenbarte? Wie hatte er sich nur so lange dieses doppelten wohlthuenden Anblicks berauben können?

Wenige Augenblicke nur dauerte der Zauber. Schon war die genöthigte Ruhe auf Germaine's Blicke zurückgekehrt; Vincent aber ließ sich nun nicht mehr täuschen. Tief in seinem Herzen bewahrte er das strahlende Lächeln, das ihn nach der langen Abwesenheit begrüßt hatte. Es war das heiß ersehnte Pfand, die Bestätigung seiner glühendsten Hoffnungen, und glücklich folgte er lachend, plaudernd und scherzend den beiden jungen Mädchen durch den Kreuzgang.

„Sehen Sie nur, wie schön es jetzt ist!“ wiederholte Stelle. „Und Tante Lancelot, die sich da oben einschließt und schläft... es ist eine Sünde! Wie froh bin ich, endlich wieder meiner Krankenstube entlassen zu sein!“

Diese Worte erinnerten Vincent an den Grund oder vielmehr Vorwand seines Besuches, und voll Bewunderung betrachtete er prüfend seine kleine Freundin. Wie oft hatte er behauptet, sie sei fröhlicher, niemals hatte er sie fröhlicher, rosiger und heiterer gesehen, als an diesem schönen Frühlingstage.

„Sie sehen aber durchaus nicht wie eine Kranke aus“, sagte Vincent beruhigend.

Sie hatte ihn heimlich beobachtet und antwortete nun, von einer Aufrichtigkeit überzeugt, in glücklichem Tone: „Sie finden mich wirklich nicht verändert seit der langen Zeit, die Sie mich nicht gesehen haben? Und doch war ich krank, eigentlich zum erstenmal recht krank... und besonders wurde ich von allerlei dummen Einbildungen verfolgt.“

Heber ihr reizendes Gesicht huschte ein Schatten, der sich sofort auch auf Germaine's Blicke übertrug. „Ich kann es nun einmal nicht lassen“, fuhr Stelle fort, „stets muß ich dem Herrn Hauptmann meine kleinen Geheimnisse erzählen, gerade wie Tante Lancelot. Eine Folge unserer Willkürverwandtschaft wahrlich, denn Sie müssen wissen, daß ich einen Bruder hatte, der jetzt auch Offizier wäre. Während er sich auf die Prüfung für die Kriegsschule in Saint-Er vorbereitete, starb er... an einem Lungenleiden. Sie erinnern mich an ihn. Ich denke übrigens auch ohnedies häufig an ihn, ganz besonders seit einiger Zeit... und an noch viele andere Dinge.“

Eine lange Pause folgte, dann sagte sie, trotz Germaine's Bemühung, sie davon abzuhalten: „Rein, nein, laß mich. Vielleicht werde ich diese verwünschten Gedanken, die mir keinen Augenblick Ruhe lassen und mich bei Tag und Nacht quälen, durch Aussprechen los. Dieses fortgesetzte Besprechen von albernem Einbildungen und Traumgeheimnissen ist doch ganz unnatürlich; das kommt sicherlich...“

„Von einer überreizten Einbildungskraft“, beiläufig Vincent den Satz zu vollenden.

„D nein, durchaus nicht. Ob Sie mich nun auslachen oder nicht, sagen mich ich es: es kommt daher, weil mich jemand beehrt hat.“

Stelle wurde dunkelroth, als schäme sie sich nun doch ihres Geheimnisses, sofort aber gewann ihre Entschlossenheit wieder die Oberhand: „Ja, beehrt hat man mich! Und ich weiß auch genau, wann und wo: auf Frau Rollin's Ball!“

Ein leichtes Unbehagen erfaßte Vincent, denn diese Worte riefen ihm sein Gespräch mit Sylvie im Wintergarten in's Gedächtnis zurück.

„Erinnern Sie sich der Ohnmacht, die mich plötzlich befiel?“ fuhr Stelle fort. „Das war die erste Wirkung des bösen Zaubers, und seither sind schon eine Menge schlimme Folgen zu Tage getreten.“

Nun verstand er sie. Gleichwohl antwortete er anscheinend ernsthaft: „Aber, ich bitte Sie, Sie werden doch solem Unförmigen, solchen Ammenmärchen keinen Glauben schenken!“

Sie sollten der letzte sein, der darüber spottet... denn auch auf Sie ist ein böser Zauber ausgeübt worden.“

„Auf mich?“

„Zunächst, ich habe Sie beobachtet. Ganz verändert waren Sie die beiden letzten Monate. Sie waren verstimmt, befangen, unruhig. Ihr Lachen klang gezwungen; wie geistesabwesend gingen Sie umher, und etwas, das Sie sich nicht zu erklären und das Sie nicht zu überwinden vermochten, lähmte Ihre Willenskraft. Jemand ein fremder Einfluß, dem Sie sich fügen mußten, der Sie widerstandslos einmal hierhin, dann wieder dorthin zog, hatte sich Ihrer bemächtigt und Ihre Gefühle umgewandelt, sogar Ihre Freundschaft für uns beeinträchtigt. Nun denn, dies alles sind die deutlichen Anzeichen eines bösen Zaubers, wenn auch nicht im abergläubischen Sinne.“

Sprachlos hatte Vincent diese ziemlich zutreffende Beschreibung seines künftigen Seelenzustandes mit angehört, und da er auch jetzt noch schwieg, fuhr Stelle triumphirend fort:

„Ja, nicht wahr, Sie wagen mit nicht zu widersprechen! Die Besserung in meinem Befinden aber, Ihre Rückkehr zu uns, das Gefühl der Erleichterung und Befreiung, das Sie jetzt empfinden, das alles kommt daher, daß der böse Zauber seit heute endlich seine Macht über uns verloren hat. Ich fühle es deutlich; Sie nicht auch?“

Doch, auch er fühlte es. Seit wenigen Minuten, seitdem er hier neben Germaine stand, waren die geheimnißvollen Fesseln gefallen, die Schleier zerissen, Zweifel und Gleichgültigkeit verschwunden. Glühende Sehnsucht ergriff ihn, den im Salon der Frau Rollin begonnenen und nun mit neuer Lebhaftigkeit aufgenommenen Traum zur Wirklichkeit zu machen. Ob Germaine wohl etwas von dem ahnte, was in seinem Innern vor sich ging?

„Nun hast Du aber lange genug die feuchte Luft eingehatmet, Stelle; Tante Lancelot wartet gewiß auf uns“, sagte Germaine, einen Vorwand zum Rückzug anbahnend. Allein die gewohnte Sicherheit fehlte ihr, auch sie fühlte sich durchschauert.

„Nun denn, so will ich hineingehen und Dir Tante Lancelot schicken“, rief Stelle mit verstellter Unterwürfigkeit. „Warte nur hier auf sie.“

Jede Entgegnung abschnellend, eilte sie davon, nicht ohne dem Hauptmann rasch einen ermutigenden Blick zugeworfen zu haben.

So wenigstens deutete er ihn. Und warum auch sollte sie, die den Fremden vor sechs Monaten an dieser selben Stelle als gültige Fee des Hauses willkommen geheißen hatte, ihm nicht heute als Beschützerin seiner Liebe dienen? Unwillkürlich sprach er von ihr, als er sich in dieser entscheidungsbollen Stunde Germaine allein gegenüber sah.

„Ich kann es Ihnen nur wiederholen, Fräulein Germaine“, begann er, eifrig bemüht, den auf den geliebten Zügen zurückgebliebenen Schatten zu zerstreuen, „daß ich Ihre Patientin bedeutend besser finde.“

„Wirklich?“

„Ja, ganz aufrichtig.“

Germaine's Traurigkeit aber wollte nicht weichen. „Gott gebe es!“ sagte sie mit einem Seufzer. „Wenn Sie wüßten, was für Sorgen und Vorwürfe ich mir seit jenem verwünschten Ball mache!“

„Verwünschter Ball? Dieser Ausdruck ist doch wohl zu hart. Ich fand ihn so hübsch und Sie“, — fast hätte er gesagt: „Und Sie waren so reizend, aber er unterdrückte es noch bei Zeiten.“

„Sie hatten so hübsche Anzüge“, vollendete er.

Ob Germaine seinen ersten Gedanken wohl errathen hatte? Ob sie im Geiste den hübschen Herold wieder vor sich sah und sich jener Quadrille erinnerte?

„Ich werde meinen Anzug nie mehr tragen“, erklärte sie hastig, „und wahrlich auch nie mehr auf einen Ball gehen.“

„Und weshalb dieser ernste Entschluß?“

„Weil die große Welt nicht für mich taugt und ich nicht für sie.“

„Dürfte ich fragen, warum Sie nicht ebensogut wie andere junge Mädchen für die Welt geschaffen sein sollen?“

„Weil ich mich nicht in den gleichen Verhältnissen befinde und mich niemals darin befunden habe.“

Klar und deutlich fielen die Worte von Germaine's Lippen. Es war, als wolle sie möglichst rasch zu Ende kommen mit dem, was sie ihm zu sagen hatte.

„Ich habe eine sehr ernste Krankheit gehabt, Herr Hauptmann, fuhr sie, aus der bisher über ihre eigene Person beobachteten Zurückhaltung herausstehend, fort. „Infolge einer Krankheit blieb meine arme Mama gelähmt. Niemals habe ich sie anders, als auf ihrem Ruhesofa gesehen. Natürlich war ich stets in ihrer Nähe, um sie zu unterhalten und später, um sie zu pflegen, während mein Vater seinem Beruf als Architekt nachgehen mußte... ein Beruf, bei dem man ge-

wöhnlich nicht schnell reich wird, besonders, wenn man ein echter Künstler ist und künstlerische Gewissenhaftigkeit sich zu den anderen Schwierigkeiten gesellt. Und Talent hatte mein geliebter Vater, dazu das beste Herz und einen klugen, hochfliegenden Geist. Meine Mutter war gut und sanft und sogar heiter trotz all ihrer Leiden. Sie können sich keine Vorstellung von dem glücklichen Leben machen, das wir drei zusammen führten, und es war durchaus kein Verdienst meinerseits, wenn ich nach nichts anderem Verlangen trug...“

Mit wehmüthigem Blick schaute Germaine um sich, als hätte noch ein Widerschein von diesem Glück auf dem sie umgebenden elterlichen Besitzthum.

Aber auch Ihre Eltern waren im Besitz einer solchen Tochter glücklich zu preisen“, murmelte er.

Sie schien seine Worte zu überhören. Hingegenommen von ihren Erinnerungen sprach sie in leisem Tone weiter:

„Da plötzlich brach das Unglück über uns herein, Schlag auf Schlag. Auf einem Bauplatz bei der Ueberwachung von Canalarbeiten hat sich mein Vater ein böses Fieber geholt, dem er innerhalb weniger Tage erlag, und meine arme Mama, deren Leben nur an einem Faden hing, nahm er mit sich. So stand ich mit achtzehn Jahren allein und verlassen da. Hätte nicht mein Schmerz mich von der Welt ferngehalten, wäre so schon meine vereinsamte Lage Grund genug zu einem zurückgezogenen Leben gewesen.“

„Die Lage kann sich ja aber ändern.“

„Nein, Herr Hauptmann.“

„Wie wollen Sie das wissen?“ fuhr er mit einem Versuch zu scherzen fort. „Der ausschlaggebende Trumpf im Leben eines jungen Mädchens ist bekanntlich ein Mann, und ohne diese Karte nicht auszuspielen ist...“

„Sie wird niemals ausgespielt werden.“

„Wissen Sie das so ganz gewiß?“

„Ja, denn ich habe den festen Entschluß gefaßt, mich nicht zu verheirathen.“

Dieses rasche Eingehen auf seine Anspielung sah der wohlgezogenen, zurückhaltenden Germaine so gar nicht ähnlich. Vincent war aber nicht im Stande, sich Rechenschaft darüber zu geben; denn ihre Worte hatten ihn so tief getroffen, daß er nur mit Mühe seine Ruhe zu bewahren vermochte.

„So unbedingt kann man einen solchen Entschluß doch wohl nicht fassen. Ist man erst einmal „dem Rechten“ oder „der Rechten“ auf seinem Lebenswege begegnet...“

„Keine Begegnung vermag meinen Entschluß zu ändern.“

„So verwerfen Sie also die Ehe an und für sich?“

„Nein, durchaus nicht, aber besondere Verhältnisse verhindern mich persönlich und werden mich auch in Zukunft verhindern, an eine Heirath für mich zu denken.“

Ihr Ton klang fest und bestimmt. So wohlthuend Vincent aber sonst von ihrer klaren, offenen Ausdrucksweise, die keinen Zweifel über ihre Absichten bestehen ließ, berührt wurde, so entsetzlich litt er jetzt darunter; mehr als er es für möglich gehalten hatte. Nun erst, nachdem er seine Hoffnungen unarmbrüderlich zertrümmert sah, fühlte er, wie tief sie schon in seinem Herzen Wurzel geschlagen, sein ganzes Denken und Sein ausgefüllt hatten.

Zufällig war Germaine an dem gleichen Pfeiler stehen geblieben, woran sie sich bei seinem Kommen gelehnt hatte. Ueber ihrem Kopfe ragten die das Capital bildenden steinernen Fragen hervor, welche Vincent höflich anzusehen schienen, so daß er seinen Blick mehr für die grünen Ranken und Blüthenknospen hatte, die ihr Bild so lieblich umrahmten. Auch der Himmel hatte sich umwölkt; er war erbläut wie Germaine's vorhin noch so strahlendes Gesicht. Auch sie schien zu leiden, Vincent fühlte es, und neuer Muth erfüllte ihn.

„Fräulein Germaine, ist es nicht unbescheiden, wenn ich Sie frage, welches die Ihrer Ansicht nach unüberwindlichen Hindernisse sind?“

„Gaben Sie es denn nicht errathen?“

Als er schwieg, fuhr sie lebhaft fort: „Ja, es ist wahr, noch können Sie keinen genügenden Einblick in unsere Verhältnisse haben. Hören Sie mich also weiter an, und Sie werden begreifen. Der Tod meiner Eltern hat mir nicht nur mein Glück genommen; an die Arbeit meines Vaters allein hatte sich auch unser Wohlstand geknüpft, sein früher Tod ließ mich fast mittellos zurück. Nur dieses Haus und ein jährliches Einkommen von zweihundert Franken verblieb mir. Meine Verwandten, wohlhabende Leute, beklagten mein Schicksal und sagten mir wiederholt, daß ich mich selbstständig machen sollte, daß ich mich selbstständig machen sollte, daß ich mich selbstständig machen sollte.“

„Ich habe mich selbstständig machen lassen, und doch ist es am besten für mich, mich gänzlich von der Welt zurück. Zu allem Möglichen wollten sie mich haben: zur Klosterfrau, zu einer Gelehrerin in Brasilien oder zu einer Gesellschafterin in Rußland. Ich weigerte mich aber. Mir schien es, als könne man auch ohne verheiratet zu sein, selbstständig ein nützliches Leben führen, so bescheiden es auch sein mag. Ich hing an meinem väterlichen Hause, an meiner Heimath, an all dem, was mir noch vor der Vergangenheit

geblieben war, und um den Preis meiner Unabhängigkeit scheute ich vor keiner Arbeit und Entbehrung zurück.“

„Die Verwandten aber, empört, daß ich ihre Rathschläge nicht befolgte, wandten sich von mir ab und überließen mich meinem Schicksal. Da nahm ich meine Zuflucht zu Frau Lancelot, einer alten Freundin meiner Mutter und kinderlosen Wittwe, die ebenso verlassen und kaum vermöglicher war als ich. Sie zog in mein Haus, und die Vereinigung unserer beiderseitigen Existenzen schuf uns nicht nur ein Familienleben, sondern auch einen gewissen Wohlstand. Außerdem — habe ich von meinem Vater ein wenig Talent zum Malen geerbt, und es glückte mir, es zu verwerthen. Aber wie der Mensch nun einmal ist, bald genügte es mir nicht mehr, im Frieden in sicherer Obhut zu leben. Ich sehnte mich danach, auch Jemand anders meine Sorgen angehen zu lassen, und da gerade die Liebe der liebe Gott unsere kleine Stelle auf meinen Weg. Ohne Zweifel wird sie Ihnen ihre Lebensgeschichte schon erzählt haben, aber was sie uns — zum Dank für das Wenige, was wir für sie thun konnten — geworden ist, das hat sie Ihnen nicht gesagt. Sie ist die Freude, die Sonne unseres kleinen Haushaltes, ihr verdanke ich es, wieder Interesse am Leben gewonnen zu haben. Ihre zarte Gesundheit, ihre Hilfsbedürftigkeit machen Sie mir erst recht lieb, und so ist sie mir Tochter und Schwester zugleich geworden, und ich liebe sie so sehr...“

„Daß Sie sonst keine Liebe mehr zu verdanken haben“, vollendete Vincent lüchlernd.

Germaine machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung, die sie zwar sofort unterdrückte, die aber Vincent nicht entging und ihn mit neuer Hoffnung erfüllte.

„Fräulein Germaine“, sagte er, „Ihre Hindernisse sind leicht zu beseitigen. Das wäre ein erbärmlicher Mann, der Sie an der Erfüllung Ihrer Lebensaufgabe hinderte. Sie nicht vielmehr darin unterstützte, und Ihre gute Thate sowie Ihre süße kleine Schwester nicht von Herzen liebengewinne mit dem besten Willen, auch ihr Leben glücklich zu gestalten. Warum sollen Sie nicht auch für diese beiden ebenso wie für sich selbst einen Beschützer und Berather annehmen? Fragen Sie sie doch wenigstens...“

„Da werde ich mich wohl hüten!“ rief Germaine, nun ebenfalls erregt. „Ihre Liebe und Selbstlosigkeit würde ihr Urtheil beeinflussen. Nein, ich habe mein Leben nun einmal so gestaltet, daß eine Heirath nicht hineinpaßt, und dann es nicht mehr ändern. Auch vom praktischen Gesichtspunkte aus... Ach, muß ich denn mit dem Finger daraufflohen! Stelle ist ganz auf mich angewiesen. Wir beide allein haben zwar genug zu leben, hätte ich aber einen Gatten, dessen Vermögen vielleicht seinem Ebelmut nicht gleichkäme, so könnte sie ihm eine Last und Sorge mehr, vielleicht ein Hinderniß in seiner Laufbahn werden. Nein, ich möchte weder mein geliebtes Schwesterchen, noch Gefahr laufen, demjenigen zu schaden, dessen Glück zu begründen ich übernommen hätte. Aber auch damit sind meine Gründe noch nicht erschöpft. Stelle bedarf meiner ganzen Fürsorge. Wie wäre dies in vollem Maße möglich, ohne andere Verpflichtungen zu verletzen? Meine Pflichten gegen Stelle gehen aber allen vor. Freiwillig habe ich sie bei mir aufgenommen, ihr meine Liebe geschenkt und die ibrige angenommen zu einer Zeit, da die Zukunft mir nichts anderes zu bieten schien. Mich von ihr loszureißen, wäre erbärmliche Unanständigkeit. So wie die Sachen stehen, ist es übrigens ja auch ganz gut; warum also etwas daran ändern?“

„Ist das alles, was Sie einzuwenden haben?“

Vincent war jetzt der ruhigere von den beiden, da ihm die Hoff, womit Germaine die Hindernisse zwischen ihnen aufhäufte, als ein gutes Zeichen erschien.

„Nein, es ist nicht alles.“

Mit gefentem Kopfe begann sie fieberhaft die Blättern des Rosenstocks abzureißen und fortzuschleudern. Eine Pause trat ein, endlich murmelte sie in größter Verwirrung: „Ich glaube, ich habe Ihnen nun genug gesagt.“

„Und doch giebt es einen Fall, den Sie nicht vorausgesehen haben.“

„Was denn für einen?“

Sie hatte eine Bewegung gemacht, als wolle sie sich entfernen, Vincent aber vertrat ihr den Weg.

„Der Fall, daß Sie einen Mann durch Ihre Zurückweisung tief unglücklich machen, einen Mann, der zu Ihnen käme und sagte: Ich liebe Sie, folglich haben Sie auch gegen mich eine Verpflichtung!“

„Ich würde ihn ansehen, mich nicht zu lieben.“

Germaine war so blaß, daß Vincent aus Furcht, sie vollends zu ver scheuchen, den scherzenden Ton von vorn wieder anschlug.

„Nun, Fräulein Germaine, da wir ja doch schon bei diesem Gegenstande angelangt sind, so wollen wir jetzt auch noch die unwahrscheinlichsten Voraussetzungen annehmen. Wenn es sich nun eines Tages ereignete, daß Sie, gerührt von der Ihnen entgegengebrachten Liebe, schließlich selbst davon ergriffen würden?“

„Ich habe kein Recht darauf. Und

wirklich, auch noch andere Gründe halten mich davon ab.“

Wieder hielt sie inne. Ihre Befangenheit wuchs; denn sie schien ihm diese Gründe nicht sagen zu wollen, nicht sagen zu können. Sie machte einen Schritt, um sich zu entfernen, kam indes dadurch dem noch immer vor ihr stehenden Vincent nur noch näher.

Da endlich sagte sie, ihre ganze Willenskraft zusammennehmend, den Entschluß zu einer endgültigen Erklärung:

„Wer mir auch immer auf meinem Lebenswege begegnen würde, ich hätte immer nur die eine Antwort für ihn: „Sie kommen zu spät, ich habe bereits über mein Leben verfügt.“ Sie selbst sagte es vorhin, Herr Hauptmann, und Sie hatten recht: alles, was ich an Liebe zu verdanken habe, ist bereits vergeben.“

Voll Befangenheit und mit einer Anstrengung, als spreche sie eine Lüge aus, stieß sie diese Worte hervor, und ohne Nebenzeit zu einer Antwort zu lassen, eilte sie — die sonst so Muthige — in hastiger Flucht an ihm vorbei.

„An Vincent wäre es jetzt gewesen, ihr zu folgen, die heißen Worte der Liebe auszusprechen, die er bis dahin mit so vieler Mühe auf seine Lippen gebannt hatte. Der Grund, den sie ihm verschwiegen, den einzig stichhaltigen wahrscheinlich, hätte er ihr entgegen zu reichen müssen, um ihn mit der Macht seiner Liebe zu besiegen.“

Und dennoch that er es nicht. Ein kalter Schauer durchschüttete ihn. Die sich herniederstürzende Abenddämmerung ließ sich auf seine Schultern legen, die Worte erstarben auf seinen Lippen, die Willenskraft erlahmte. Und ein Augenblick des Zögerns — und schon war Germaine verschwunden.

„* * *“

Einen trübten Blick warf Vincent über den Hof, auf dem sich die Dämmerung niedergelassen hatte. Grau und düster lag auch die Zukunft wieder vor ihm.

„Sie hat die Wahrheit gesagt“, murmelte er, „sie liebt mich nicht, sie wird mich niemals lieben. Ich war ein Narr, mich in falsche Hoffnungen gewiegt zu haben.“

Langsam kehrte er in seine Wohnung zurück, wo er, entgegen seiner Gewohnheit, die Thüre hinter sich abschloß.

Dur Bursche war noch nicht von Dulaurier zurückgekehrt; ungestört konnte Vincent also über seine Enttäufung nachgrübeln.

Wie kam es nur, daß das Feuer im Kamin des Wohnzimmers noch brannte, und daß der große Lehnstuhl davon stand?

(Fortsetzung folgt.)

Die preussische Kanalvorlage.

Gebaut wird er doch! Das geflügelte Wort, das zuerst der von der preussischen Regierung geplanten Kanalvorlage galt, die die östlichen Stromgebiete mit denen des Westens verbinden soll, hat auch hier Geltung gefunden, als das Unternehmen des Zylmüstals in Frage stand. Trotz Colombier und Süd-Pacifichahn-Interessen galt die Lösung. Nun ist es erreicht und nun gilt das Wort wieder für die deutschländische Canalvorlage, die neuerdings dem preussischen Abgeordnetenhaus zugegangen sind. „Wasserverschiffschiffliche Gesetzwürde“ nennt man es draußen und aus politischen Rücksichten hat die Regierung sie in zwei Gruppen getheilt, deren eine die „Herstellung aus den Ausbau von Wasserstraßen“ im Allgemeinen bezeichnet, der zweite zur Abwehr der Ueberstimmungsgesahren an der unteren Oder, Havel und Spree bestimmt ist. Die eine Vorlage hat einen mehr industriellen, die zweite mehr agrarischen Charakter. Mit beiden wird die Regierung ermächtigt, insgesamt 280 Millionen Mark zu verwenden, nämlich: 1. für die Herstellung eines Schiffahrtskanals vom Rhein nach Hannover; 2. für einen Großschiffahrtsweg Berlin - Stettin; 3. für Verbesserung der Wasserstraße zwischen Oder und Weichsel und 4. für die Kanalströmung der Oder von der Mündung der Glaser Reiffe bis Breslau, sowie zu Versuchsbauten für die Strecke von Breslau bis Fürstberg an der Oder. Diese Aufzählung zeigt sofort den Unterschied der alten und der neuen Vorlage: nur die westliche Hälfte des Mittelkanals soll gebaut werden, auf die Verbindung des Rheins mit der Elbe wird durch den Wegfall der Kanalströmung Hannover-Magdeburg einstweilen verzichtet. Das Projekt ist der Ausbruch des augenblicklich politischen Erreichbaren; werden einmal die heute geplanten Linien fertig gestellt sein, dann wird auch der Zwang der wirtschaftlichen Ereignisse den Widerstand der heute launseligen politischen Parteien brechen.

Von dem Rhein-Hannover-Kanal erwartet man, daß die dadurch dem Rhein auf deutschem Gebiete gegebene Mündung die neu erblühende Stadt Emden zu einem Handelshafen ersten Ranges machen wird. Durch die Erbauung einer Schiffahrtsstraße von Berlin nach Hohenhausen an der Oder soll die bedrohte Concurrenzfähigkeit Stettins gegenüber Hamburg und Lübeck gefährdet werden. Hamburg ist durch die Erbauung des Nordostseeskanals die Verbesserung der Elbe und der märkischen Wasserstraßen zu immer größerer Bedeutung auch in jenen Landestheilen gelangt, die nach ihrer Lage auf Stettin als Seehafen angezogen erscheinen, und Lübeck ist nach

der Eröffnung des Elbe-Trade-Kanals in der Lage, fast unter gleich günstigen Bedingungen wie Hamburg auf den von diesem und Stettin umstrittenen Märkten aufzutreten. Um sich von dem drohenden Niedergange zu bewahren, hat dieser preussische Ostseehafen mit einem Aufwande von 18 Millionen seinen Hafenanlagen vervollständigt, und seine Kaufmannschaft hat ein Viertel der zur Verbesserung der Fahrinne des Hafens verwendeten Kaufsummen übernommen. Bei der Besserung der Wasserstraße zwischen Oder und Weichsel handelt es sich nicht um einen Neubau, sondern um einen Umbau.

Die durch die Warthe, die Neße, den Bromberger Kanal und die Brahe gebildete Verbindung zwischen Oder und Weichsel soll umgebaut werden. Durch die Erbauung dieses Wasserweges hofft nicht allein die Industrie, sondern auch die Landwirthschaft Nutzen, durch die Besserung des jezt erschweren Absatzes landwirthschaftlicher Erzeugnisse nach dem Westen, sondern auch durch den billigeren Bezug von Gips, Salpeter, Kunstdünger und so weiter. Die Kanalströmung der Oder von der Mündung der Glaser Reiffe bis Breslau soll größere Wasserfälle geschaffen werden, so daß der jezt durch niedrigen Wasserstand öfters unterbrochene Verkehr ungestört vor sich gehen kann.

Die Verbesserungen in der unteren Oder, der Havel und Spree sind hauptsächlich zum Schutze gegen Hochwasserbeschäden bestimmt. Hiermit ist namentlich auf die Landwirthschaft Rücksicht genommen. Um ganze Landstriche vor der Gefahr der Versumpfung und des dauernden wirtschaftlichen Niederganges zu sichern, betrachtet es der Staat als seine Aufgabe, dort helfend einzugreifen, wo die großen Kosten über die Kräfte der Anwohner und der beteiligten Gemeinde gehen. Einen Gedanken weitverbreitenden staatsmännischen Geistes verfolgen die Vorlagen, indem sie auf die Vertheilung industrieller Anlagen über ein möglichst großes Gebiet abzielen. Die Industrie hat sich vorzüglich an jenen Orten angesiedelt, wo die Rohstoffe gefunden oder wohnen mit geringen Kosten gebracht werden können; sie hat sich in den Bergwerksbezirken zusammengedrängt und dort eine besonders dichte Siedelung von Menschen bewirkt. Die Erfahrung der letzten zwanzig Jahre hat gezeigt, daß sich gemerbliche Betriebe mit Vorliebe an Wasserstraßen anzusiedeln beginnen. Grund hiesu ist nicht allein die Frachtersparnis, sondern auch andere mit den Wasserstraßen verbundene Vorteile; es sind dies insbesondere billiger Grundbesitz und die Möglichkeit späterer Erweiterung ohne übermäßige Kapitalaufwendung, billige Arbeitskräfte aus der Umgebung, für deren Unterbringung nicht gesorgt zu werden braucht oder für die billige und gesunde Wohnungen mit etwas Gartenland leicht hergestellt werden können, schlaffe Arbeiter, die während Betriebspausen auf dem ihnen gehörigen Lande oder in benachbarten agrarischen Betrieben Beschäftigung finden und deshalb nicht zur Auswanderung neigen, Ausnützung von Wasserkraften, ausreichendes Betriebswasser und leichte Entfernung der Abwässer, billige Eisbeschaffung. Daß aber die Erbauung von Wasserstraßen zur Decentralisierung der Industrie beitragen kann, erweist sich daraus, daß Wasserwege fast an jeder Stelle Gelegenheit zur Anlage von Wäsch- und Labestellen bieten, während der Anschluß an die Eisenbahn in der Regel nur bei einem Bahnhofe möglich ist. Die Berufs- und Gewerbestatistik für das Deutsche Reich stellt fest, daß die Zahl der im Bergbau, der Industrie, dem Handel und dem Verkehre auf einen Quadratkilometer im Jahre 1895 Erwerbstätigen in den an den Wasserstraßen gelegenen Kreisen doppelt so groß war als in den übrigen, und daß die Zunahme der Erwerbstätigen von 1882 bis 1895 in den an Wasserwegen gelegenen Kreisen dreimal so groß war als in allen anderen. Die Wasserstraßen sind daher besonders geeignet, die Industrie zu decentralisieren und sie in den Kohlenrevieren zusammengebrängte Industrie zu entlasten.

Ueberblickt man den ganzen Plan, so wird man anerkennen müssen, daß die preussische Regierung mit einem Aufwande von 340 Millionen Mark der Industrie, der Landwirthschaft u. dem Handel eine mächtige Förderung zu theil werden lassen will.

Die bittersten Enttäufungen erlebt der vertrauensvolle und edle Mensch darum, weil er das für ihn Selbstverständliche auch bei anderen voraussetzt.

* * *

Seitdem der Krieg im Osten im Gange, hat Rudyard Kipling seine Meinung darüber nicht von sich gegeben. Wahrscheinlich ist er sich noch nicht klar darüber, ob die Russen oder die Japaner die „Gotzen und Sonnen“ sind.

* * *

Wenn man Glück haben sollte, findet man es auf dem Holzwege.

* * *

Die „Schwarzen Schafe“ sollen aus der New Yorker Aktienbörse ausgeschlossen werden. Die „Lammer“ sind natürlich noch wie vor willkommen.

* * *

Wenn China die Neutralität nicht behaupten kann, wird das isolirte Kriegstheater wohl bald einen kleinen Ausbau im chinesischen Stil erhalten.

* * *